

# Transit, das Leben

Autor(en): **Meier, Marco**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **94 (2007)**

Heft 6: **Transit**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130556>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Transit, das Leben

Text: Marco Meier, Bilder: Nott Caviezel An mentalen und gebauten Räumen des Übergangs macht sich der Mensch das Prekäre der eigenen Existenz begreifbar.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Gedanken in diesem Text basieren auf einem grösseren Essay des Autors.

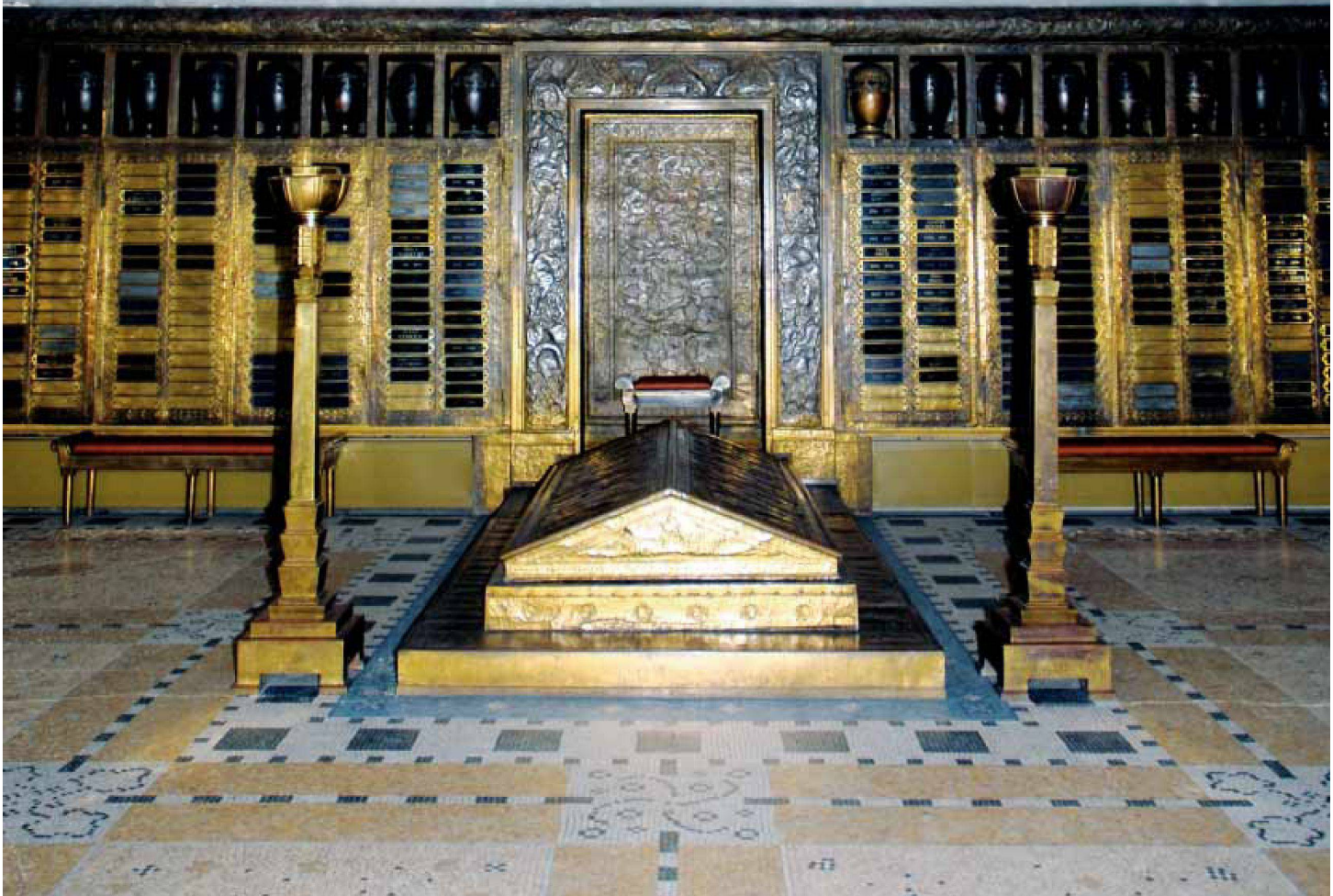
Eine Binsenwahrheit. Das menschliche Leben ist ein einziger Transit, vielleicht nichts mehr als eine passagere Krise, eine zeitbedingte Illusion gewissermassen, ein symbolisches Begängnis zwischen Geburt und Tod. Und jeder Mensch hat nur einen Durchlauf. Das tönt nach Spiel und Skandalon zugleich. Wie kann man das begreifen? Wie geht es dem Menschen, der dies begriffen hat und keinen anderen gangbaren Weg kennt, als den, den er gerade geht? Hauptsache er geht. Hauptsache er kann gehen, kann seine Existenz sinnvoll als transitorisches Gefüge von Raum und Zeit gestalten. Wir alle sind Passagiere der Zeit, Grenzgänger des Zeitlichen. Oder, frei nach Dante, Seelenwanderer zwischen Himmel und Hölle. Warum haben wir uns je auf den Weg gemacht? Gewiss ist uns nur eines. Die Reise wird ein Ende haben. Wir machen uns trotzdem auf den Weg oder erst recht. Erhoffen wir uns, wie es der griechische Philosoph Parmenides beschrieben hat, den Zugang zur Welt der reinen Wahrheit? Unser Leben als eine ständige Suche nach dem sonnenhellen Licht der Erkenntnis, auf der jeder als ein himmelwärts drängender Denker unterwegs ist – in einem von Stuten gezogenen Himmelswagen, gelenkt von Sonnenmädchen? Der Prophet Mohammed warnte allerdings vor falscher Hoffnung. Nicht in der Welt soll der Wanderer suchen, sondern in sich selbst. Am Ende verirrt sich der Wanderer im Nebel der eigenen Seele. Das ist das Paradox unserer grossen Wanderung als transitorischer Existenz. Wir drängen unaufhaltsam von uns weg, um schliesslich immer wieder bei uns selbst anzukommen.

Nur vorwärts müsse es gehen, so hatte einst Friedrich Nietzsche gefordert: «Vorwärts. – Und damit vorwärts auf der Bahn der Weisheit, guten Schrittes, guten Vertrauens. Wie du auch bist, so diene dir selber als Quell der Erfahrung. Wirf das Missvergnügen über dein Wesen ab, verzeihe dir dein eigenes Ich, denn in jedem

Fall hast du an dir eine Leiter mit hundert Sprossen, auf welcher du zur Erkenntnis steigen kannst.» Im geistigen Durchlaufen der Zeit zwischen Geburt und Tod lernt der Mensch, die Welt zu begreifen. Im Wort «begreifen» steckt ein doppelter Weg der Erkenntnis. Was der Mensch haptisch greifen kann, davon macht er sich auch mental einen Begriff. Diesen Zusammenhang bestätigen auch die neuesten Erkenntnisse der Hirnforschung. Arnold Gehlen, der streitbare und umstrittene Klassiker der modernen Anthropologie, hat den Sachverhalt schon in den 60er Jahren treffend beschrieben. «Wir erfahren die Wirklichkeiten nur, indem wir uns praktisch mit ihnen auseinandersetzen oder dadurch, dass wir sie durch die Mehrheit unserer Sinne hindurchziehen: die gesehenen betasten, befühlen oder endlich indem wir sie ansprechen und so eine dritte Art rein menschlicher Aktivität gegen sie setzen.»

Im Akt des Gehens wird diese doppelte Struktur menschlicher Erkenntnis als transitorische Bewegung beispielhaft wirksam. Das scheinbar schlichte Wort «Gehen» erschliesst sich einen Bedeutungsraum, der weit über seine Semantik hinaus weist. Fast macht es den Eindruck, als entstehe sprachlich damit so etwas wie eine existenzielle Textur der menschlichen Befindlichkeit. Zwar bezeichnet das Wort nichts weiter als eine elementare Form von Bewegung und Mobilität. Es steckt im Gehen aber darüber hinaus die ganz spezifische Kraft einer anthropologischen Dringlichkeit. Der aufrechte Gang des Menschen ist in gewisser Weise die Urmetapher seiner transitorischen Existenz, deren spezifische Ausprägung erst dort erfahrbar wird, wo sie das Gelände der reinen biologischen Notwendigkeit verlässt. Wo Tiere in Bewegung sind, sind sie es im schieren Überlebenskampf als instinktgeladene, zweckgerichtete Lebewesen. Das war in den Urzeiten der Menschwerdung wohl auch noch so. Die Sesshaftigkeit, die sich der Mensch durch Werkzeuge und









Krematorium La Chaux-de-Fonds, unter der Leitung von Charles L'Epplatnier 1908 fertiggestellt.

Waffen erkämpfte und durch Hütten ermöglichte, signalisiert den Paradigmenwechsel. Zivilisation und Kultur haben die radikale Abweichung menschlichen Lebens von der tierischen Existenz zum Menetekel eines neuen Naturbegriffs erklärt. Der Mensch setzt sich fortan nur noch gehend in Bewegung, wenn er es will. Wenn der moderne Mensch geht, tut er dies mit dem Impetus einer kulturellen Behauptung. Die transitive Bewegung deutet auf einen Prozess menschlicher Selbstvergewisserung hin, dem zunehmend symbolische und rituelle Bedeutung zukommt. Womöglich wird der Mensch bald nur noch auf dem Laufband seines Hometrainers im Sinne einer ritualisierten Erinnerungsarbeit die Mechanik des Gehens vollziehen, wie überhaupt Bewegung zunehmend zum Akt blosser Simulation und Mimesis verkommt. Raum und Zeit sind nicht mehr die zwingenden Parameter einer gerichteten Bewegung.

Warum soll sich der Mensch überhaupt noch fortbewegen, gar mit eigenen Kräften gehen, wo sich doch eine über Jahrhunderte forcierte Beschleunigung in ihr pures Gegenteil verdreht hat – den physischen Stillstand? Das Drinnen und das Draussen sind einerlei und verschmelzen in der imaginären Kraft transitorischer Räume. Der Mensch muss nicht mehr in die Welt hinaus. Die Welt sucht ihn Heim. Semiotisch überlagern sich die mythischen Bilder menschlichen Transits: Das ungeborene Kind im Mutterleib, über

die Nabelschnur im lebensnotwendigen Austausch mit der Welt. Und dann der Astronaut, der im Weltraum schwebt und nur noch über ein Kabel zum Raumschiff und damit zur Erde in Kontakt steht. Und gleichen sich in Haltung und Ausdruck nicht auch der mittelalterliche Mönch in seiner mystischen Vertiefung vor der Schrift und der zeitgenössische Daten-Surfer im freien Flug durchs Internet? Im mentalen Transit durch die Welt ist somit auch das meditative In-sichgehen angelegt. Der transitive Akt des Gehens hat sich im Lauf der Zeit sichtlich von seinen primären kulturellen und physischen Bedeutungen befreit. Umso drängender scheinen für den, der geht, die mimetischen und zeichenhaften Aspekte einer Denkbewegung wirksam zu werden. Im Gehen ereignet sich – rhythmisch und ritualisiert – eine mentale Suchbewegung und wird damit zum beispielhaften Rite de passage. Hat der Mensch als Kind erst einmal den Mutterleib verlassen, ist er sein Leben lang im prekären Zustand des Übergangs. An mentalen und gebauten Räumen des Übergangs begreift der Mensch beispielhaft das Prekäre seiner Existenz.

«Unser Leben ist tagtäglich von Ungewissheiten umgeben, die es zu überwinden oder aber auszuhalten gilt.» So sagt es der deutsche Theologe Eberhard Jüngel: «Doch an markanten Lebensschwellen wächst die unser Leben begleitende Ungewissheit so sehr, dass man in früheren Zeiten übernatürliche Kräfte beschwor,

um die sich steigende Ungewissheit zu überwinden oder doch wenigstens zu bändigen. Was uns mehrfach aufgeklärte Menschen archaisch und mythisch anmutet, ist indessen noch immer mitten unter uns.» Darum sind nicht zuletzt auch Transiträume – öffentliche Plätze, Bahnhöfe, Wartsäle, Häfen, Hotels, aber auch Brücken und Lifte – zu modernen mythischen Orten geworden, an denen sich unsere Denk- und Suchbewegungen wie anekdotische Girlanden nach innen und nach aussen räkeln. Das sind die Bühnen kollektiver Selbstvergewisserung, Räume ritualisierter Sinn-suche. Hier werden Alltagsmythen sichtbar, Mimesis wird räumlich. «Wenn man in einem eleganten Hotel sitzt, ist man selber elegant», schrieb Tucholsky. Ungewissheiten sind zwar nicht überwunden, aber sie werden gestaltbar und damit erträglicher. Das 1908 in La Chaux-de-Fonds unter der künstlerischen Ägide von Charles L'Épplattenier fertiggestellte städtische Krematorium erzeugt zu unserem Thema eine kaum zu überbietende Sichtbarkeit. Zum Eingang des eher bescheidenen Baukörpers führt eine unverhältnismässig monumentale Treppe. Damit wird das Portal des Totenhauses symbolisch zum Himmelstor. Hat man dieses erst einmal passiert, überkommt einen ein Gefühl von Raum- und Zeitlosigkeit, steht hier plötzlich umrahmt von einem vierteiligen gemalten Fries, das die wichtigsten menschlichen Lebensphasen abbildet, schaut hoch und spürt unvermittelt einen Sog nach oben. Unter sich weiss man die Öfen. Und vor einem steht der Sarkophag, in den man dereinst zu liegen käme. Dass sich existenzielle Übergänge baulich fassen lassen, macht dieser Ort herrlich erfahrbar. ■

**Marco Meier**, geb. 1954, ist Philosoph und Journalist, war Redaktor bei der «Weltwoche» und beim «Magma». Sieben Jahre war er Stellvertretender Chefredaktor der Kulturzeitschrift «du», fünf Jahre deren Chefredaktor. Er leitete zwei Jahre die Journalistenschule MAZ in Luzern und ist seit 2003 Redaktionsleiter der «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Er lebt in Luzern und ist Vater zweier Kinder.

**résumé** **Transit, la vie** Dans son essai, l'auteur réfléchit au caractère transitoire de la vie humaine. Le cheminement y occupe un rôle central. L'homme traverse la vie; il ne fait que passer. Le déplacement de l'homme en position debout est, d'une certaine manière, la métaphore originelle de son existence transitoire. Le transit mental à travers le monde comporte aussi l'examen de conscience méditatif. Le chemine-

ment produit, de manière rythmique et ritualisée, un mouvement de recherche mental et devient ainsi un rite de passage exemplaire. Le crématoire à La Chaux-de-Fonds (1908) explicite notre thème de manière on ne peut plus claire. À l'intérieur, une frise peinte qui représente les plus importantes phases de la vie humaine entoure le visiteur, s'il regarde vers le haut, il perçoit un mouvement ascendant. Il sait que les fours sont situés au-dessous. Et, devant lui, se trouve le sarcophage dans lequel il pourrait un jour reposer. Le fait que l'architecture rende perceptible des transitions de l'existence magnifie l'expérience de ce lieu. ■

**summary** **Transit, Life** In his essay the author reflects on the transitory nature of human life, in which going or walking plays a central role. Man walks through life and passes this way only once. In fact man's upright gait is in a certain sense a primal metaphor of his transitory existence. The meditative aspect of going inside oneself is also part of our mental transit through the world. In walking a kind of mental searching motion occurs – rhythmical and ritualised – and thus becomes an exemplary rite de passage. The crematorium in La Chaux-de-Fonds (1908) presents our theme with a clarity that can hardly be surpassed. In the interior one is surrounded by a painted frieze depicting the most important phases of human life, on looking up one immediately feels drawn upwards. Below must be the furnaces, and in front stands the sarcophagus in which, one day, one could come to lie. In a wonderful way this place helps us grasp the fact that existential transitions can be expressed through building. ■

